

Prof. Dr. Eduard Stäuble

Pirmin Meier

Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen 1993 an
Pirmin Meier für sein Buch »Paracelsus, Arzt und Prophet«

I.

Es würde mich nicht wundern, wenn dies Anlaß wäre zu einiger Verwunderung.

Zwar war in den letzten zwei, drei Jahren viel über Paracelsus zu lesen und zu hören: 1991 – anlässlich seines 450. Todestages; 1993 – anlässlich seines 500. Geburtstages. Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen waren voll von Würdigungen dieses merkwürdigen Mannes. Viel ist in jüngster Zeit über ihn ins öffentliche Bewusstsein getreten. Zum Beispiel: daß er während seiner verhältnismäßig kurzen Lebenszeit von 48 Jahren ein ungeheuer bewegtes, ruheloses Leben geführt hat. Statt »Wo war er überall?« müßte man besser fragen: »Wo war er nicht?«

In seinen Studienjahren besuchte er die Universitäten von Tübingen, Wien, Erfurt und Leipzig, Parma, Padua und Ferrara (wo er – vermutlich – die Doktorwürde erlangte), dann in Bologna, Florenz, Siena, Rom und Neapel, Barcelona, Toulouse und Paris, Kopenhagen und Uppsala (um nur einige zu nennen).

Seine grenzenlosen Wanderungen führten ihn später von Stockholm bis nach Assuan, von Lissabon bis Moskau. Er war in London, Konstantinopel und Antwerpen, in Cordoba und Kiew.

Ob die einzelnen Orte alle verbürgt, nur wahrscheinlich oder bloß legendenhaft sind, besagt wenig. So oder so bestätigen sie jedenfalls das Bild eines besessenen Wanderers, der, angetrieben von einer wahren Gier nach Erfahrungen und Erkenntnissen, den Kontinent nach allen Himmelsrichtungen durchstreift hat.

Wo aber, wird man sich fragen, findet sich in diesem Vagantenleben jene Beziehung zum Bodenseeraum, seiner Landschaft, seiner Kultur und Geschichte, wie unser Preisstatut sie verlangt?

Es gibt im Leben dieses Mannes zwei Städte, in denen er während einer zusammenhängend längeren Zeit gewohnt hat: in Basel und in St. Gallen.

Seine Zeit in Basel, wo er 1527/28 als Stadtarzt und Professor an der Universität gewirkt hat, wurde so weit als möglich ausgeleuchtet durch die Untersuchungen von Robert-Henri Blaser, der 1979 sein Buch »Paracelsus in Basel« veröffentlicht hat.

Seine St. Galler und Appenzeller Zeit hingegen lag bisher in einem eher zwielichtigen Halbdunkel, in dem vor allem Gerüchte und Legenden ins Kraut schossen. Erstmals nun hat Pirmin Meier diese St. Galler und Appenzeller Zeit des Paracelsus ins Zentrum eines Buches gerückt. Dabei erweist es sich, daß diese St. Galler Zeit eine besonders bedeutende Phase im Leben des Paracelsus darstellt. Sie bildet – nach Basel – einen zweiten Höhepunkt in seinem Leben und Schaffen. In keinem anderen Abschnitt seines Lebens haben ärztliche Berufung und leidenschaftliches Engagement als Prophet, Theologe und Seelsorger so intensiv zusammengewirkt. In dieser Ostschweizer Zeit entstanden nicht nur einige seiner wichtigsten medizinischen Werke wie das »Opus Paramirum« und das Buch »Von den unsichtbaren Krankheiten«, sondern auch seine prophetischen Kometenschriften und das Werk des Laientheologen Paracelsus, das gerade in jüngster Zeit verstärkt das Interesse der Forschung findet.

Pirmin Meier zeichnet aus dieser St. Galler Zeit heraus eine kultur- und geistesgeschichtliche Biographie des Paracelsus, die einem vertiefteren Verständnis seines Gesamtwerkes außerordentlich dienlich ist. Und in eben diesem Sinne erfüllt das Paracelsus-Buch von Pirmin Meier sowohl durch seinen Gehalt wie durch seine sprachliche Gestaltung, wissenschaftlich und literarisch, die Bestimmung unseres Statuts auf ausgezeichnete Weise. Das Werk stellt einen hervorragenden, eigenständigen Beitrag zur Kulturgeschichte des Bodenseeraumes dar.

II.

Hier, meine Damen und Herren, könnte meine Laudatio eigentlich bereits zu Ende sein. Das Wesentliche ist gesagt.

Es würde mich aber freuen, wenn Sie mir noch etwas länger Ihre Aufmerksamkeit schenken würden. Ich möchte Ihnen nämlich gerne noch ein wenig erzählen, wie Paracelsus in den Bodenseeraum gekommen ist.

Frühjahr 1531 – in St. Gallen liegt der 73jährige Alt-Bürgermeister Christian Studer seit Monaten krank darnieder. Eigentlich könnte er sich von Stadtarzt Dr. Joachim von Watt, genannt Vadianus, verarzten lassen. Der aber zieht es vor, schwere hoffnungslose Fälle an weniger prominente Fachleute oder an Spezialisten in Konstanz oder Feldkirch weiterzureichen. Überdies ist es um das Vertrauen zwischen Studer und Vadian ohnehin nicht zum Besten bestellt.

Da erinnert sich Studer, allerlei Gutes gehört zu haben von einem seltsamen Doktor, der in Basel den schwer kranken Verleger Johannes Froben erfolgreich behandelt haben soll und dem auch sonst allerlei wunderbare Meisterleistungen in der Arzneikunst nachgesagt werden: Theophrast Bombast von Hohenheim, der sich seit kurzem Paracelsus nannte. Der Doktor, »ein zartgliedriges Männchen, kaum vierzig, rachitisch, bucklig und mit einem Riesenschädel«, war ein Bekannter von Studers Schwiegersohn Bartlome Schowinger, der sich, wie Hohenheim, mit »Alchemie« befaßte.

Paracelsus weilte damals in Nürnberg. Dort hatte ihm der Stadtrat wegen der Veröffentlichung zweier Schriften über die Syphilis soeben ein Druckverbot auferlegt. Paracelsus hatte darin das von den Fuggern aus Mittelamerika importierte Guajakholz angegriffen, das damals als gängiges Heilmittel gegen die »Frantzosen krankheit« galt. Paracelsus hingegen hatte erstmals richtig dosierte Quecksilberpräparate zur Bekämpfung der Syphilis vorgeschlagen. Damit lud er sich gewissermaßen die »Pharmaindustrie« seiner Zeit auf den Hals. Die Fugger unterhielten gute Beziehungen zur Universität Leipzig. Sie sollen bei der Universität bewirkt haben, daß diese dem Stadtrat von Nürnberg ein Druckverbot für weitere Schriften des Paracelsus beantragte. Da Paracelsus überall, wo er hinkam, mit Ausdrücken wie Hundemetzger, Lügner, Bescheisser, Arschkratzer und Hornochsen über seine medizinischen Kollegen herzufallen pflegte, hatte er sich auch in Nürnberg höchst unbeliebt gemacht, so daß es ihm angezeigt schien, die Stadt möglichst rasch zu verlassen. Über Berazhausen, Regensburg und Amberg zog er nach St. Gallen, wo er im Frühjahr 1531 ankam.

Er versprach sich viel von diesem Besuch. Er hoffte sehr, von der Begegnung mit dem großen Joachim von Watt, dem einstigen Professor an der Universität Wien und dem späteren Stadtarzt und Bürgermeister von St. Gallen zu profitieren, hoffte, von ihm Anerkennung und Förderung zu erfahren.

Nicht nur ehrerbietig, schon fast unterwürfig widmete er sein neuestes Werk, das »Opus Paramirum«, dem hochverehrten Dr. Joachim von Watt. Er wirbt intensiv und ungeduldig um dessen Beachtung.

Umsonst. Vadian scheint keine Notiz von ihm zunehmen. Es ist kaum je zu einer Begrüßung zwischen den beiden gekommen. Vadian fühlt sich dem hergelaufenen Wanderarzt und alchemistischen Fantasten gegenüber ebenso fremd wie überlegen. Er ist der hochgebildete Humanist, der Professor und gelehrte Arzt, der vornehme Bürger, der hochgestellte Amtsmann und der preisgekrönte Poet. Was hatte neben ihm ein Landfahrer, ein gescheiterter Professor und Scharlatan Paracelsus zu suchen.

Vadian, sagt Meier, nicht ohne sanfte Ironie, hätte es sich wohl nicht träumen lassen, »daß die zwei größten Dichter der nächsten fünfhundert Jahre, Shakespeare und Goethe, diesen eher ungebetenen Gast zu den größten Ärzten aller Zeiten rechnen würden«. Man muß sich vorstellen, was aus einer offenen diskussionsbereiten Begegnung zwischen diesen beiden bedeutenden Männern hätte werden können! Sie fand nicht statt. Was Pirmin Meier zu der bedauernden Feststellung veranlaßt: »Was Joachim von Watt und die Stadt St. Gallen dem Theophrastus von Hohenheim schuldig geblieben sind, kann kein Buch abtragen.«

III.

Paracelsus lebte während siebenundzwanzig Wochen im Hause von Christian Studer. Aber dem leidenden Bürgermeister war in seinem Alter nicht mehr zu helfen. Er stirbt am 30. Dezember des Jahres 1531.

Vielleicht lebte Paracelsus noch eine Zeitlang im Hause von Studers Schwiegersohn, des reichen Kaufmanns Bartlome Schowinger. Die beiden Männer hatten sich leidlich gut verstanden, jedenfalls solange es um Alchemie ging. Die Alchemie des Paracelsus hatte aller-

dings nichts mit banaler Goldmacherkunst zu tun. Vielmehr ging es dabei um die Arcana; das sind die unsichtbaren Wirkkräfte, die der Schöpfer gleichsam als Seele den Naturdingen eingehaucht hat und die es aus Kräutern, Blättern, Wurzeln, Mineralien usf. zu extrahieren gilt. Die Arcana sind für Paracelsus die eigentlichen Heilmittel.

Jeder Krankheit im Menschen entspricht ein Arcanum in der Natur. Paracelsus hat deshalb die Krankheiten nicht klinisch oder anatomisch klassiert, sondern nach ihren spezifischen Arcana. Die ganze Natur ist für ihn eine Apotheke, mit Gott gewissermaßen als dem Chefapotheker.

Dem Arzt kam da nur die Rolle eines demütigen Vermittlers zu, durch den »die Natur in daz werck gebracht wird«.

Die Therapie zielte bei Paracelsus nicht zuerst auf die Behandlung der Krankheit ab, sondern auf die Behandlung des ganzen Menschen. Der Arzt muß immer den ganzen Menschen im Auge haben, auch sein näheres Umfeld, das familiäre, zwischenmenschliche und gesellschaftliche. Aber er muß ihn immer auch in seinem weiteren Rahmen sehen, im himmlischen, im kosmischen, den Paracelsus den astrologischen nennt. Der Arzt muß also nach dem Bilde des Paracelsus auch Psychotherapeut sein, ein guter Beobachter sozialer Zustände und ein »Astrologe«. Damit ist natürlich nicht der naive Sterndeuter gemeint, sondern: Paracelsus sieht die ganze Welt durchströmt und durchwirkt von magnetischen Kräften. Magnetismus ist ein Schlüsselwort seiner Weltansicht. Alles ist den kosmischen Anziehungskräften ausgesetzt, auch das Essen, das Trinken und das Atemholen. Der Mensch »ernährt« sich im weitesten Sinne aus seiner kosmischen Herkunftssphäre.

Der Mensch ist das Kind des Makrokosmos, dem er als Mikrokosmos in allem gleich ist. »Der arzt find nichts im menschen«, sagt Paracelsus, »den was himmel und erden auch haben und das diese zwei nichts anders scheiden voneinander dann die gestalt der form.« Die Natur als Ganzes, die Einheit von innen und außen, des Menschen mit der Natur, nimmt eine zentrale Stellung ein; drum: Wer die Natur erforscht, kann dies nur tun, indem er die Gesamtheit erforscht und alles mit allem in Beziehung bringt.

Bei alledem spielt »Magie« eine beherrschende Rolle. Man brauche »Magica«, um die unsichtbaren Arcana in der Natur zu erkennen. Der

wahre Arzt und Naturforscher entdeckt die geheimen Wirkkräfte in den Kräutern, Wurzeln und Blättern durch Einfühlung. Er entdeckt das »Licht der Natur« durch Intuition. Dieses magische Erkenntnisvermögen ist ein Geschenk Gottes, das nicht jedem Arzt gegeben ist. Mit dieser Auffassung löste Paracelsus nicht bei allen Medizinern eitel Freude aus. Die meisten fühlten sich von ihm aufs schärfste angegriffen und in ihren Geschäften bedroht. Man verhöhnte ihn als betrügerischen Wunderheiler und Quacksalber.

Dieses abwertende Urteil fiel um so leichter, als die paracelsische Medizin sich nicht als systematisch geordnetes Stoffgebiet im heutigen Sinn darbot. Sie ist vielmehr eine wilde und unordentliche Mischung von altem und neuem Wissen, von religiösen und philosophischen Ideen, von Naturwissenschaft, Alchemie und Astrologie. Sie schöpft aus dem damaligen Wissen der Bader, Apotheker, Chirurgen, Hebammen und Schwarzkünstler. Das brachte ihn bei den gelehrten Doctoren in ein schiefes Licht. Überdies zog er sich deren Ärger oft auch durch sein zänkisches und aufmüpfisches Wesen zu.

An der Universität Basel verbrannte er Lehrbücher der klassischen Medizin, hielt er seine Vorlesungen in einem oft recht krautigen Deutsch statt in Latein und zeigte sich im Hörsaal lieber im Laborkittel als im Talar. Das trug ihm in akademischen Kreisen den Spottnamen der »Waldesel von Einsiedeln« ein. Im Buch »Paragranum« nimmt er diesen Spottnamen selbstironisch auf: »Wie gefelt euch der peregrinus? wie gefelt euch der waldesel von Einsidlen? brecht herfür, was steckt in euch, könnet ir disputiren? warum fahet irs nicht an?« Und er bekennt sich gegen alle Kritiker tapfer zu seinem bäuerlichen Herkommen und seiner ungelenken Sprache: er könne sich »keiner rhetorik noch subtilitäten rümen«, »niemants« soll ihm sein »lentlich sprach verargen«; denn er sei »von Einsidlen, des lants ein Schweizer«.

IV.

»von Einsidlen, des lants ein Schweizer« – das erklärt, weshalb er gerade in jenem St. Galler Jahr 1531 so leidenschaftlich an den Vorgängen in der Eidgenossenschaft teilnahm. Die Eidgenossenschaft der

dreizehn alten Orte befand sich damals in einer bedrohlichen Situation, in einer eigentlichen Zerreißprobe. Nach 1523 hatte die Reformation zu immer größeren Spannungen zwischen den Ständen des alten und den Ständen des neuen Glaubens geführt. Mit Besorgnis sah Paracelsus ein folgenschweres Verhängnis auf die Eidgenossenschaft zukommen.

Um Mitte August wurde über St. Gallen ein Komet gesichtet. (Es war, wie wir heute wissen, der Komet Halley, dessen regelmäßige Wiederkehr bis ins Jahr 187 v. Chr. nachgewiesen ist.) Vadian und seine Freunde maßen der Himmelserscheinung wenig Bedeutung zu; Vadian blieb der rational kühl und wissenschaftlich denkende, sachlich-ruhige Beobachter.

Anders Paracelsus. Das Gestirn mit dem gewaltigen glühendroten Schweif erregte sein Gemüt und seine Fantasie. Er sah im Kometen ein warnendes Himmelszeichen, das gedeutet werden wollte. Unverzüglich verfaßte er eine Schrift, von der er hoffte, daß sie die zerstrittenen Eidgenossen warnen und zum Umdenken veranlassen würde. Intuitiv ahnte er: »ein haupt stirbt von sinem land ...«, und er sieht voraus den »schweren tot eins mechtigen weltlichen und nachfolgent eins gar mechtigen geistlichen«.

Am 11. Oktober 1531 kam es zur zweiten Schlacht bei Kappel, in der die Reformierten besiegt wurden und Ulrich Zwingli, der Zürcher Reformator, den Tod fand. Er wurde von den Siegern nach damaligem Kriegsrecht gevierteilt und verbrannt.

Die Kometenschrift hätte das Schlimmste verhüten sollen. Noch im August hatte er das Manuskript nach Zürich gesandt, wo der Zwingli-Freund Leo Jud es unverzüglich druckte. Aber niemand wollte davon Kenntnis nehmen. Zwingli nicht, und auch Vadian nicht. Was Niklaus von der Flüh vor einem halben Jahrhundert 1481 in Stans glücklich war, gelang Paracelsus 1531 nicht. Der eidgenössische Bruderkrieg ließ sich nicht mehr verhindern. Es gehört seit jeher zur Tragik der Propheten, daß ihre Weissagungen am Geschehen nichts zu ändern vermögen.

Mit dieser eindrücklichen Kometenerscheinung setzt Pirmin Meiers Paracelsus-Buch ein, und das Kapitel erreicht seinen Höhepunkt in der Erscheinung des großen Regenbogens über dem Bodensee.

Am Morgen des 28. Oktobers 1531, gute zwei Wochen nach der Schlacht bei Kappel, reitet Paracelsus das Steinachtal hinunter, dem Bodensee zu. Da bildet sich, zwischen 6 und 8 Uhr morgens, »in der höhe der bodenseeeischen grenzen«, während gut einer Stunde ein gewaltiger Regenbogen. Er spannte sich von Norden nach Süden und wies in dieselbe Richtung, aus welcher man zwei Monate vorher den schrecklichen Kometen wahrgenommen hatte.

Paracelsus ist tief beeindruckt von dem Phänomen. Er verschließt sich in diesem Augenblick aber einer naturwissenschaftlichen Erklärung und sieht in ihm vielmehr nach biblischem Vorbild eine neue Weissagung: Der Regenbogen wird ihm zum »Fridbogen«, der »abkündt den Unfriden, so der Comet im Ougsten erschinen, angezaigt hat«. Der Fridbogen löscht den Kometen aus, heißt es bei Paracelsus, »glicherwis wie ein hufen holz, das brint, mit wasser gelöscht« wird.

Dies alles hat mit Naturwissenschaft wenig zu tun, um so mehr mit einer symbolischen Bildersprache. Paracelsus deutet die Naturerscheinungen auf die Menschen bezogen und im Blick auf die Situation seiner Zeit. Was zunächst kindlich-naiv anmutet, gewinnt als mythische Betrachtungsweise seine tiefere Bedeutung. »Es geht um die Signatur der Dinge«, wie Meier sagt, »um die Zeichen aus Natur und Übernatur, zu denen wir aufschauen und von denen wir uns führen lassen sollen«.

Aber auch hier wieder: die Verbundenheit von allem mit allem: von Regenbogen und Arznei. Der Regenbogen ist so wenig mit Händen zu greifen wie die Quintessenz der Arznei: »Ein arzney, die da ingenommen, wird spiritualiter in irer essentia; so bald sie in leib kompt, so stet sie in irer form zu gleicher weise wie ein regenbogen im himel, ein bilt oder form im spiegel.« Die Heilung ist ein magischer Prozeß, in dem sich der Arzt und der Prophet begegnen.

V.

Die St. Galler und Appenzeller Jahre markieren eine deutliche Veränderung im Wesen des Paracelsus. Dies sichtbar gemacht zu haben, ist eines der großen Verdienste von Pirmin Meiers Buch.

In St. Gallen erlebte Paracelsus die Reformation besonders inten-

siv, herrschte doch in der Stadt ein höchst gespanntes Verhältnis zwischen Stadt und Kloster, zwischen Bürgermeister und Abt. Das erschwerte die Lage für Paracelsus zusätzlich; denn er ist nie in den reformierten Gottesdienst gegangen und in den katholischen auch nicht, obwohl er im Prinzip als Katholik galt. Er war, wie Meier den 5. Hauptteil seines Buches übertitelt: ein »Christ zwischen Stühlen und Bänken«.

Die Reformation hatte zeitweise eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt. Ein Stück weit entsprachen ihre Ziele seinen eigenen. Auch er kritisierte die in Vergesetzlichung erstarrte Kirche, kämpfte gegen den Ämterkauf (die Simonie) und gegen den Ablasshandel. Die verkrustete und korrumpierte »Mauerkirche«, wie er sie nannte, sollte überwunden und zur »Geistkirche« sublimiert werden. Er suchte die Versittlichung und Verinnerlichung der Kirche.

Mit Paracelsus geschah in jenen Jahren, was C. G. Jung damit erklärte, daß der Mensch nach Überschreitung der Lebensmitte eine merkwürdige seelische Veränderung durchmache, die man als »eine Umkehrung der seelischen Lebensrichtung bezeichnen könnte.« Bei bedeutenden Geistern zeige sich diese Veränderung in Form einer Verwandlung des Intellekts in eine Art von spekulativer oder intuitiver Geistigkeit. Bei Paracelsus sei die Spannweite zwischen diesen Gegensätzen zwar nicht so groß gewesen, weil die beiden Haltungen bei ihm immer (mehr oder weniger vorherrschend) vorhanden gewesen sind. Er hatte, wie sich Jung ausdrückt, »den Intellekt in der einen und das Gemüt in der andern Schublade«, so daß er mit dem Intellekt fröhlich drauflos denken konnte, ohne je Gefahr zu laufen, mit seinem Gefühlsglauben zusammenzustoßen.

Immerhin kann man feststellen, daß es Paracelsus in jenen Jahren mehr und mehr klar wurde, daß die Reformation die ersehnte Erneuerung auch nicht bringen würde. Er wandte sich enttäuscht von ihr ab und wurde zum »Gegner aller«. Man schrieb ihm als Devise das hochgemute Wort zu: »Alterius non sit qui suus esse potest« (Keinem andern gehöre, wer sich selbst gehören kann).

Er geriet zu jener Zeit in immer größere Isolation. Damals begann für ihn, wie Kurt Goldammer, der große Paracelsus-Forscher es formulierte, »die Periode seines größten Elends.« Paracelsus wandte sich

zu jener Zeit jedenfalls vorübergehend von der Medizin ab und kehrte sich vorwiegend religiösen Fragen zu.

Damals entstand ein Großteil seiner theologischen Schriften. 123 theologische Traktate sind uns von ihm überliefert. Sie sind erst durch wissenschaftliche Ausgaben in jüngster Zeit zugänglich geworden und harren noch der einläßlichen und erschöpfenden Interpretation. Meier liefert in seinem Buch fruchtbare Ansätze zu einer neuen Erfassung des Laientheologen Paracelsus, meint aber in aller Bescheidenheit: »Das Erkennen der Leuchtspur der paracelsischen Theologie muß, über verdienstvolle bisherige Arbeiten hinaus, künftigen Generationen von engagierten Fachleuten und interessierten Laien überlassen bleiben.«

Anfangs 1532 verläßt Paracelsus St. Gallen und verzieht sich irgendwo ins Appenzellerland, wo sich seine Wege zu verlieren beginnen. Er taucht als Laienprediger bald da, bald dort auf und ist noch am längsten im Weiler Roggenhalm bei Bühler zu orten.

In der ländlichen Abgeschiedenheit des Appenzellerlandes verfaßt er Bibelauslegungen, darunter die Abendmahlskommentare und setzt seine Psalmenerklärungen fort. Er setzt sich einläßlich auch mit den Wiedertäufern auseinander, die es in St. Gallen besonders wild getrieben haben. Den Erfahrungen jener Tage mögen seine Schriften über die Taufe entsprungen sein.

Sein Schüler in Basel, Johannes Herbst, genannt Oporinus, hat einmal in einem Bericht an den Zürcher Reformator Heinrich Bullinger geschrieben, er habe Paracelsus »nie beten gesehen oder gehört, noch fragte er nach einer geistlichen Übung oder nach der evangelischen Lehre«.

Im Kapitel »Der Heiligen Gschrift Doctor« nimmt Pirmin Meier diese böswilligen Bemerkungen Herbsters zum Anlaß, um den Kern der paracelsischen Religiosität herauszuschälen: Bei der Spiritualität des betenden Herzens, des Betens mit geschlossenem Munde handle es sich um ein Phänomen, das unserer Zeit zugleich sehr nahe und sehr ferne stehe. »Der Mensch, den man nie beten sieht«, schreibt Meier, »der aber unablässig betet; der Mensch, der keine Kirche, keinen Gottesdienst besucht, dessen ganzes Leben aber ein einziger Gottesdienst ist; der Mensch, der nie beicht, aber alle seine Worte und Taten sind

in einem noch ganz anderen Sinne als bei Goethe, in einer durchaus christlichen Meinung, Bruchstücke einer großen Konfession ... das ist paracelsische Theologie: »Der templ ligt im herzen und nit im gemäur; der ornat ligt im glauben, nit im gewand; die altär, die seggen ligen in der liebe, nit in den händen; die händt seindt zur arbeit beschaffen, nit zu dem segnen.«

Wir bräuchten das Vaterunser nicht unbedingt zu sprechen, meint Paracelsus, es solle vielmehr alle Augenblicke in unserem Herzen liegen.

Zur Frömmigkeit von Paracelsus schreibt Meier:

»Der Primat der Ethik beherrscht das ganze laientheologische Schrifttum Hohenheims – die Innerlichkeit des betenden Herzens legt sich Rechenschaft ab über das Tun im Alltag, in Ehe und Familie, Gesellschaft und Politik, Wirtschaft, Recht und Krieg. Dabei wäre Hohenheim nicht er selbst, stünde im Zentrum seiner Frömmigkeit nicht die wunderbare Freude an der Herrlichkeit der Schöpfung.«

In einer lateinischen Basler Vorlesung hat Paracelsus einmal gesagt, wo der Arzt aufhöre, fange der Philosoph an. Diesen Gedanken fortführend, könnte man ebenso zu Recht sagen: wo der Theologe aufhöre, fange bei ihm der Arzt an. Denn bei aller Bedeutung, die Paracelsus dem Glauben beimisst, erkennt er auch, wo der Glaube in den Glaubenswahnsinn umkippen kann und zur Krankheit wird.

In St. Gallen ist Paracelsus wilden Auswüchsen des Wiedertäuferwesens begegnet. »Jedes Zeitalter«, sagt Meier, habe eine »ihm eigene epochale Neigung zum Wahnsinn.« In jener sonderbaren und rätselhaften Zeit des Übergangs von mittelalterlicher Gläubigkeit in die freie Geistigkeit der Renaissance kam es zu den wahnsinnigsten Ausgeburten religiösen Glaubens, zu einem – wie es Paracelsus in seinem St. Galler Buch »Von den unsichtbaren Krankheiten« formuliert – »misbrauch aus den kreften unseres glaubens«.

Der religiöse Fanatismus, wie er sich in den Wiedertäufern manifestiert, gehört für Paracelsus zu den großen Einbildungen, mit denen der Glaube den Leib krank macht. In einem ausgezeichneten, besonders eindrücklichen Kapitel über »Para-Psychiatrie« zeichnet Meier ein erschreckendes Gemälde vom wiedertäuferischen Treiben in St.

Gallen und Umgebung. Er schildert wilde Walpurgisnächte und Weltuntergangsorgien, die in totalen Exhibitionismus und rasende Gruppenunzucht ausarten.

Für Paracelsus besteht der Mensch aus einer sichtbaren und einer unsichtbaren Realität. Die sichtbare Natur kann der Mensch erfahren, in der unsichtbaren hingegen kann er sich nur durch den Glauben zu rechtfinden – oder aber auch durch den Glauben verirren. Wenn der Glaube zur Selbstzerstörung führt, zur Sehnsucht nach dem Rösten und Geröstetwerden wie bei den Wiedertäufern, zu Verzweiflung und süchtigem Selbstmord, dann hat der Glaube seine Grenzen überschritten, denn – und hier meldet sich im Arzt Paracelsus wieder der Theologe: »Was dem Leibe schadet, zerbricht das Haus des ewigen.«

VI.

Wir wissen nicht genau, wann Paracelsus das Appenzellerland wieder verlassen hat. Irgendwann um 1533/34. Er taucht in Innsbruck auf, in Sterzing und in Meran, dann wieder im Engadin, und um 1535 in Pfäfers.

Die Heilkräfte von Bädern haben Paracelsus schon immer interessiert, sei es in Gastein, in Villach oder im Schwarzwald. So widmete er denn auch den warmen Quellen von Pfäfers eine eingehende Untersuchung.

Im Benediktinerkloster von Pfäfers war Abt Johann Jakob Russinger erkrankt. Russinger war, wie man heute sagen würde, ein rechter »Wendehals«. Er ist – wie es sich für einen Abt gehört – katholisch, schließt sich dann unter dem Einfluss von Zwingli und Hutten der Reformation an, schwenkt aber nach der von den Reformierten verlorenen Schlacht bei Kappel schleunigst wieder ins katholische Lager um. »Wendehälse sind einem fatalen gesundheitlichen Risiko ausgesetzt«, schreibt Meier. Tatsächlich kränkelt auch der wendehalsige Abt Russinger aus – wie man annehmen darf – psychosomatischen Gründen an chronischem Bauchweh. Diesem Bauchweh verdanken wir ein vor allem sprachhistorisches Dokument hohen Ranges, das sogenannte »Consilium an den Abt Johann Jakob Russinger«, in welchem Paracelsus dem Abt Ratschläge gegen seine Gebreusten erteilt. Die Rezepte

reichen von Latwerge und Kabiskraut über zerschnittene Rüben, Wachholder und Salbei bis zu Muskat und Zybeben. Es sind Allweltsratschläge eines Kräuterdoktors; Paracelsus scheint den Abt durchschaut zu haben und nahm sein Leiden offenbar nicht allzu ernst. Die hervorragende Bedeutung dieses »Consiliums« liegt denn auch nicht im Medizinischen, sondern im Sprachlichen. Es ist eines der ganz wenigen handschriftlichen Dokumente von Paracelsus, die uns erhalten geblieben sind. Seit der Aufhebung des Klosters Pfäfers wird das wertvolle Schriftstück im Schriftarchiv St. Gallen aufbewahrt.

Die weitaus meisten Werke von Paracelsus sind zum Teil lange nach seinem Tode gedruckt worden; wir haben in den seltensten Fällen das unverdorben Original vor uns. Im Russinger-Consilium hingegen tritt uns Hohenheims Originalsprache mit allen ihren Eigenheiten, vor allem auch mit ihren Dialektfärbungen völlig unverfälscht entgegen: Es ist ein holpriges Alemannisch mit österreichischem Einschlag.

VII.

Das bewegte Leben des Paracelsus wird kaum je umfassend darzustellen zu sein. Seine vielschichtige Persönlichkeit läßt sich allein schon darum nicht hinreichend rekonstruieren, weil wir allzu viele Fakten nicht oder nicht genau genug kennen. Es ist ein ins Zwielflicht getauchtes Leben, von Gerüchten, Legenden, Verfehmungen und Verleumdungen bis zur Unkenntlichkeit umrankt und überwuchert. Er gleicht einem gewaltigen Kontinent, der mehr weiße Flecken als erforschte Gebiete aufweist.

Von seinem weit ausgreifenden Gesamtwerk sind bisher zwanzig Bände mit insgesamt 10.000 Seiten publiziert. Mindestens sechs weitere Bände mit über 3000 Seiten werden noch folgen. Auch dieses medizinisch-philosophisch-theologische Gesamtwerk ist derart vielseitig, oft auch dunkel und schwer verständlich, verwirrt und widersprüchlich, daß ihm wohl für immer etwas Ungeklärtes, Geheimnisvolles und Schillerndes anhaften wird. Versuche, dieses monströse Unikum auf einen Nenner zu bringen, müssen immer scheitern.

Da eine vollständig umfassende Gesamtschau dieses Lebens und

Schaffens kaum je zu bewerkstelligen ist, empfiehlt sich eine fragmentarische Annäherung an dieses Phänomen. Die ergiebigste Methode besteht wohl darin, fokussierte Schlaglichter auf einzelne Episoden dieses Lebens zu werfen. Man beschränkt sich darauf, einen bestimmten Abschnitt dieses Lebens auszuleuchten und die dazugehörigen Werke in die Betrachtung mit einzubeziehen. Nach diesem Muster hat sich Robert-Henri Blaser auf den Basler Aufenthalt von Paracelsus konzentriert, und nach der gleichen Methode verfährt Pirmin Meier, wenn er Leben und Schaffen Hohenheims anhand seiner St. Galler Zeit und den mit ihr verbundenen Werken darstellt. Von den 400 Seiten befassen sich deren 200 mit dem Kern dieses Lebensabschnitts, und um ihn herum gruppieren sich mehrere Kapitel, in denen Rückblicke und Ausblicke auf die ganze Biographie und das gesamte Werk geworfen werden. So strahlt von dieser begrenzten Lebens- und Werkschau auch ein Licht aus auf das Gesamtwerk des Paracelsus und eröffnen sich bisher unbeachtete Zusammenhänge.

Die geschilderte Methode erlaubt es dem Autor auch, das historische, kultur- und geistesgeschichtliche, gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Umfeld jener Zeit vor uns auszubreiten. Auf diese Weise gelingt ihm ein beachtliches Stück lebendiger und anschaulicher Geschichtsschreibung, wozu auch die frische, gelegentlich unbekümmerte Erzählsprache viel beiträgt.

Hoch anzurechnen ist dieser Paracelsus-Darstellung auch, daß Pirmin Meier bei aller Faszination, die von dieser Gestalt ausgeht, zu ihr immer in kritischer Distanz bleibt. Er hütet sich streng davor, Paracelsus blindlings zum Vorläufer irgendwelcher naturheilerischer und esoterischer Bewegungen von heute emporzustilisieren. Er wendet sich gegen jeden sektiererischen »Vulgärparacelsismus«, der die Person und die Lehren Hohenheims für fragwürdige medizinische oder religiöse Zwecke mißbraucht.

Wenn uns Paracelsus heute etwas zu sagen hat, dann vor allem wissenschaftsmethodisch: Mit jedem Wachstum unseres Wissens ist immer auch ein Wissensverlust verbunden. Fast jeder wissenschaftliche Fortschritt verlangt seinen Preis; wir verlieren dabei etwas von dem, was unsere Vorfahren noch wussten. Die Gefahr liegt in einer fundamentalen Einseitigkeit neuzeitlicher Wissenschaft, die glaubt, alles

Irrationale aus ihren Bereichen ausmerzen zu können. Sie übersieht dabei, daß gerade dadurch ein noch mächtigerer Irrationalismus in der Wissenschaft unversehens zum Durchbruch gelangen könnte.

Demgegenüber steht ein Wissenschaftsverständnis, das – ganz im Sinne des Paracelsus – davon ausgeht und anerkennt, daß es »mehr Ding im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt«.

Pirmin Meiers Versuch, aus der St. Galler Perspektive den ganzen Paracelsus, den Arzt und Propheten, einzufangen, darf als voll glücklich gelten. Darüber hinaus ist sein Unternehmen zu einem wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte des Bodenseeraumes geworden, was durch die heutige Verleihung des Bodensee-Literaturpreises der Stadt Überlingen bezeugt und anerkannt werden soll.

1993 Dr. Pirmin Meier, Beromünster, für sein Buch »Paracelsus – Arzt und Prophet« (1993)

* 1947 in Würenlingen/Aargau,
Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte in Zürich, unterrichtet an der Kantonsschule Beromünster die Fächer Deutsch, Philosophie, Religionskunde und Ethik

Pirmin Meier: Paracelsus. Arzt und Prophet. Annäherungen an Theophrastus von Hohenheim. 470 Seiten. Ammann Verlag, Zürich 1993

Preisverleihung am 17. Oktober 1993, Laudatio Eduard Stäuble